Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 19 (1939-1940)

Heft: 4-5

Artikel: Von Schweizer Art und Kunst

Autor: Nussberger, Max

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158663

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

webe gewirkt. Und dies war möglich, weil die menschliche Anlage in einer Harmonie bergenden und Harmonie ausstrahlenden Landschaft ihren Grundaktord, ihren Cantus Firmus gefunden hat.

Von Schweizer Art und Kunst.

Bon Max nufberger.

edes Bolk, wie jeder Mensch, macht sich ein Bild von seinem Wesen, das in seinem Handel und Wandel, in seiner Geschichte wie in den Erzeugsnissen seines Geistes zu Tage tritt.

Die Eidgenossenschaft war ursprünglich ein Bund freier Bauern. Zwischen ungleich größeren Nachbarn hat sie bis heute ihre Unabhängigkeit beswahrt. Die Härte des Lebenskampses, einer schönen, aber kargen Natur abgetroßt, gibt ihrem Bolk den entscheidenden Charakterzug. Auf engem Raum, den einst keltische Siedler bebauten, über den römische Legionen marschierten, leben heute germanische Stämme verschiedenster Art: im Osten und Norden die schlichten Alemannen, im Westen die temperamentvollen Burgunder, beide mit uralten Bestandteilen romanischer Grenzbevölkerung gemischt. Das gibt dem Charakter der Schweizer eine seltene Mannigssaltigkeit und hat ihr öffentliches Leben vor Eintönigkeit bewahrt.

Ein Land, dessen Schönheit die reinsten Genüsse spendet, dessen unwegsame Furchtbarkeit aber auf Schritt und Tritt zur Vorsicht mahnt und dem Verkehr die größten Schwierigkeiten bereitet, erzieht sich einen eigenen Schlag Leute. Sprachlich drei großen Kulturkreisen zugehörig, ist doch das Schweizervolk eine einheitliche Nation, gestählt im Willen zur Demoskratie, verbunden durch die gemeinsame Geschichte. Es wird geeint durch den gleichen Wohnsitz in hochalpiner Welt. An Beschränkung gewöhnt, fortwährend angesichts einer Natur, die unendlich gewaltiger ist als der Mensch, ist Bescheidenheit sein Teil. Wo die schöpferische Phantasie grenzenlos walsten, das mächtige Gefühl frei strömen soll, tun es ihm andere leicht zuvor. Wo Treue im Kleinen, kluge Findigkeit und unermüdlicher Fleiß den Ausschlag geben, da ist es an seinem Plat und nicht leicht zu übertreffen.

Dieses Volk ist nun weit mehr als 600 Jahre unbeirrt seinen Weg gesgangen, oft in hartem Zusammenprall mit den Nachbarn. Es hat Zeiten des Glücks und der Not erlebt. Immer aber hat es sich wieder aufzuschwinsgen vermocht. Kämpse gegen eisengepanzerte Kitterheere haben es einst zusammengeschweißt. Das Städtetum des Mittelalters gab ihm Wohlstand und Kultur. Tief aufgewühlt hat es die Kirchenresorm. Aber nicht bloß durch die Gedanken Zwinglis und Calvins wurde es damals der Welt wertvoll; auch auf den Schlachtseldern erntete es Kuhm. Es ist die Zeit, wo die alte Eidgenossenschaft als europäische Großmacht hervortritt und

ihre Reisläufer sich fremben herren verdingen, überall Furcht und Bewunderung erregend wegen ber Frische ihrer Gesichter, der Gesundheit ihrer Gestalten. Dann sanken langsam Macht und Glanz ber alten Orte. In ben Städten stagnieren Handwerk und Geistesleben, und die französische Revolution überflutet bas Land mit fremden Seeresmaffen. Aber der Aufschwung von Technik und Gewerbe im 19. Jahrhundert bringt ihm wieder neuen Auftrieb. Reine Frage, die ungeheure Entwicklung von Industrie und Verkehr, wie sie seit den Tagen des Liberalismus herrschte, tam seiner regen Aftivität zu Gute. Seitdem betätigt es sich mit Glud am friedlichen Bettbewerb der Bolter, und fein Mensch wurde hinter seinen stillen Bürgern die trotigen Saudegen bermuten, die einst überall streitlustig vom Leber zogen. Jest hat es seine Täler bis zur Schneegrenze ber Erholung und bem Sport erschlossen und die Lebenshaltung, wo nicht für sich, so doch für seine Gafte, auf einen ausgesuchten Komfort gestellt. So erlebte es in unsern Tagen, wie einst in denen des Erasmus und Holbein, noch einmal eine hohe Blüte der Runft, der Literatur und Wiffenschaft.

Der Kunst bringt das Schweizervolk einen aufgeweckten Sinn, aber keine übermäßige Wertschätzung entgegen. Bielleicht mangelt seiner dies beren Art jene schrankenlose Begeisterung, die alles an die Vollendung des Werkes sett. Seine Ehrlichkeit verlangt auch beim Spiel der Phantasie noch einen guten Zweck. Doch sehlt ihm der Sinn für die große Form keineswegs. Besaßt es sich einmal mit künstlerischen Dingen, so geschieht es mit dem redlichen Ernst, den man sonst den strengen Verrichtungen des Alltags widmet. Seine Künstler haben alle eine einprägsame Physiognomie. Seine Maler versügen über eine leuchtende Palette und eine entschiedene Linie, seine Musiker über eine klare Form. Die Gestalten, die seine Dichter geschaffen, haften unverwischdar im Gedächtnis. Ist dem Schweizer reine Stimmungskunst und träumerische Romantik von Hause aus fremd, ja seinem Wesen sogar zuwider, so noch viel mehr sahriger Dilettantismus, seichtes, gedankenloses Geschwäß.

Eine solche Veranlagung zeitigt balb den großen Kulturbringer, bald den behutsamen, unermüdlichen Feiler in stiller Werkstatt. Sie schafft den unerschrockenen Pionier auf dem Wege des Fortschrittes oder den bürgerlichen Meister, der geprägter Form die letzte Vollendung gibt. So war tatsächlich der Anteil der Schweiz am Geistesleben der Völker. Die hohe Kultur ihrer Städte sicherte den künstlerischen Schöpfungen des Landes eine Bedeutung, die in keinem Verhältnis steht zu seiner bescheidenen Ausdehnung. Die Grenzlage zwischen den Kulturen begünstigte das Keimen des Neuen. Der freie Sinn der Bürger befähigte sie, eroberte Höhe zu behaupten, unbekümmert um den Wechsel der Mode. In Frühzeiten und reisen Spätzeiten sind die schöpferischen Geister der Schweiz hervorgetreten und haben kommenden Epochen den Boden bereitet durch selbstlosen Glauben oder unerschrockene Kritik. Oder sie brachten errungener Kultur die letzte seinste Form, die reinste Formel.

Als Sturmvogel fliegt Rousseau der französischen Revolution voraus. Die Romane des Genfers bringen die erfte Uhnung der kommenden Weltwende. Noch bevor fie ausbricht, wirkt in Burich Bestologgi fur ben Bedanken ber allgemeinen Bolksbildung, den bann bas 19. Jahrhundert in seiner Tragweite erkennt und praktisch anwendet. hat aber die Schweiz damals keinen Philosophen im Stile Rants, keinen Dichter von der Größe Goethes hervorgebracht, so erzeugte sie boch einen Saller und Gegner, Die mit ihrer Sehnsucht nach reineren Lebensverhältnissen die golbenen Tage von Beimar und Jena vorbereiteten. In ihren Schilberungen einer unverdorbenen Natur haben sie den Glauben des Zeitalters an ein höheres Menschentum vorweggenommen. So wie aber damals die schweizerische Aftethit mit ihren freieren Ansichten der Rlaffit bahnbrechend vorangeht, so folgen ihr die stolzen Tage der schweizerischen Meister der Erzählung nach. Als der "Grüne Heinrich" und die "Leute von Seldwyla" geschrieben, ber "Jürg Jenatsch" und ber "Beilige" gedichtet waren, als Reller burch Die "Sieben Legenden" eine neue geiftsprühende Poesie und Meher mit ben Renaissance-Novellen eine neue dichterische Form ins Leben gerufen hatte, da konnte wohl ein deutscher Kritiker zur überzeugung kommen, in den Schweizerbergen sei die mahre Beimat der Boefie und der Poeten. Damals geschah es, daß Reller dem zufunftsfrohen Wirklichkeitssinn seines Jahrhunderts die Bunge löste mit den Bersen:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen überfluß der Welt.

Damals auch fand er der allumfassenden Kultur seiner Zeit die vertrauensvolle Parole: Freundschaft in der Freiheit!

Wie aber, in neueren Zeiten, auf die Blütetage von Beimar und Jena die Zeiten folgten, wo Keller und Meyer in Zurich in edlem Wettstreit ihre Werke ichufen, fo ging dem mittelalterlichen Minnefang, der auf allen deutschen Burgen erscholl, in ber Schweiz eine eifrige Sammeltätigkeit nach, ber wir das umfangreichste und toftlichste Denkmal seiner Lhrik und manche zarte Nachblüte verdanken. Unweit dem Orte, wo Rellers Wiege gestanden, in berselben schmalen Gasse, stand auch das haus von Johannes hablaub. Er hat, wenn wir Rellers anmutigem Berichte glauben burfen, auf ben Bunich hoher Gönner jene bildergeschmückte Liederhandschrift angefertigt, die jest in Beidelberg liegt, einst aber auf schweizerischem Boden entstanden ift, selbst ein Dichter von bedeutenden Talenten. Bur felben Beit aber besangen die luftigen herren am Bobensee auf ihren Schlössern, der schmachtenden Tone endlich mude, ftatt des Frühlings den früchteschweren Berbft mit seinen Schmausereien und ftatt der holben Frauen die fetten Pfauen und Banfe, die fie an den Erntefesten verzehrten und mit foftlichem Beine begoffen.

Der schweizerische Realismus neigt auch in der Dichtkunst zu klarer Gegenständlichkeit. Immer wenn wirklichkeitsträchtige Strömungen das Feld beherrschten, stand die schweizerische Dichtung in Blüte. Verlangte

Systemzwang aber nach strenger Regel ober erreichte der Kultus des Gestühls die Grenze des Aberschwänglichen, dann ging ihr Anteil zurück oder hielt die Synkope. Zur Zeit Luthers darf sich der Berner Niklaus Manuel, der dort durch seine Fastnachtspiele die Einsührung der Resormation vorsbereitete, sehr wohl neben den Nürnberger Schuster Hans Sachs stellen. Und in der Epoche des Dampses und der Elektrizität ist Keller zugleich der Staatsschreiber seines Kantons und seiner Zeit. Allein nicht nur das Tun der Menschen, auch ihr Lassen kennzeichnet den Einzelnen wie die Völker. Es ist ausschlichen, daß kein Handwerker der Schweiz je versucht hat, seine zarteren Gefühle aus das Prokrustesbett eines langatmigen Meisterliedes zu spannen und daß ihre Gelehrten wenige jener barocken Gelegenheitse carmina zu verantworten brauchen, deren Keime bedeutend reiner waren als die Gesinnungen, denen sie Ausdruck gaben.

Reine Formel schöpft indessen das Menschenherz und den breiten Strom der Geschichte aus. So ist auch das Wort von der Wirklichkeitsfreude der schweizerischen Kunst und Dichtung zu eng, den Reichtum ihrer Empfindungs- und Phantasiewelt zu fassen. Hart neben dem knorrigen Hodler stehen der farbentrunkene Böcklin und der träumerische Albert Welti, neben dem Bauernschilderer Gotthelf der historische Portraitist Meher und der philosophisch-extramundane Spitteler.

überblicken wir nun aber die Geschichte des schweizerischen Schrifttums; schlagen wir die alten schweinsledernen Folianten der ehrwürdigen Rloster- und Siftsbibliotheken auf; holen wir die kostbaren Biegendrucke der Universitätsbüchereien von den Regalen herunter und werfen wir einen Blick in die technischen Bunder der modernen Bestände, die Städte, Bund und Kantone für ihre Bedürfnisse gesammelt haben; so wird uns schnell bewußt werden, zu welchem Keichtum der Erscheinungen schweizerische Dichtung endlich gedieh.

Freilich hatte das schweizerische Buch Gelegenheit, sich zu einiger Vollkommenheit zu entwickeln. Es ist das älteste Buch in deutscher Zunge. Als
man in andern Gegenden Europas noch seine Kräfte darin übte, die Toten
mit kostbaren Gaben aller Art für die Fahrt ins Jenseits auszurüsten, las
man in der Schweiz schon die Bibel und kommentierte den Aristoteles.
Zum bessern Verständnis der alten Autoren wurden Vokabularien angelegt.
So entstanden die ersten Versuche, die dumpsen Laute der Muttersprache
in der Schrift zu bannen. Bald wurden die Wörter alphabetisch geordnet,
bald nach sachlichen Gesichtspunkten. Der Eiser war groß und das Bemühen löblich, doch entsprach die Kenntnis des Lateinischen nicht immer
dem hohen Ziel des Versassers.

Doch braucht man über diese ersten, tastenden Versuche, sich die Sprache ber alten Autoren anzueignen, nicht hochmütig die Nase zu rümpsen. Am Ende der Epoche geht aus den St. Galler Mönchen ein Gelehrter hersvor, den wir mit Recht preisen. Notker Labeo war Vorsteher der Klostersschule, ein Mann von umfassenden Kenntnissen und frommem Sinn. Er

führte den Ehrennamen teutonicus, weil er in einer Zeit, als sich die schon warm gebettete Kirche ausschließlich des Lateinischen bediente, die Muttersprache im Unterrichte berücksichtigte. Zum bessern Verständnis seiner Schüler übersette er Teile der Bibel und mancherlei gesehrte Werke ins Deutsche und entwickelte dabei ein so vorzügliches Verständnis des Originals, eine so scharfe Beobachtung der gesprochenen Laute und einen so seinen poetischen Sinn, daß man ihn mit Recht den ersten deutschen Philologen, den Vater der Germanistik nennen könnte. Notker war peinslich getreu in der Wiedergabe der phonetischen Werte seiner St. Gallischen Mundart, sodaß man noch heute ihren Lautstand aus seinen orthographischen Zeichen erschließt.

Wir bürfen die Zeit klösterlich-kirchlichen Literaturbetriebes nicht verlassen, ohne noch eines andern St. Galler Mönches zu gedenken, jenes Eckehard, den Scheffel als Helden seines historischen Romanes verherrlichte. Nach dieser Dichtung unterrichtete Eckehard die schwäbische Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel und las mit ihr antike Autoren. Später schrieb er dann aus liebekrankem Herzen für sie die Sage von Walther und Hildegunde in lateinischen Hexametern auf. So will es wenigstens der spätere Dichter. In Wirklichkeit gab es vier Mönche dieses Namens in St. Gallen, und Schessel verschmolz in seiner dichterischen Gestalt, aus der Chronik des letzten schöpfend, die drei älteren zu einer Jbealsigur.

Flicht aber die Schweiz zur Zeit der Christianisierung in den Ruhmeskranz deutscher Sprachkunst ein immergrünes Lorberreis, so ist ihr Anteil
zur ritterlichen Kunstpssege eher bescheiden. Die Schweiz hat keines der
großen Nationalepen hervorgebracht. Abgeschrieben wurden sie freilich
öfter. Für das Interesse, das dort je und je deutsche Dichtung fand, zeugt
die Tatsache, daß eine der ältesten und, wie es sich jetzt herausstellt, sogar
die beste Handschrift des Nibelungenliedes noch heute in St. Gallen aufbewahrt wird. Aber in jenem Gedichte Eckehards von Walther und Hildegunde ist uns ein gar anmutiges Gebilde deutscher Sage, von dem wir
sonst nur dürftige Kunde hätten, überliesert. Wenn nun aber dieses reizende Liebes- und Heldengedicht mit einem Male im Freien endigt, bei
dem die vom Zweikampse übel zugerichteten Kämpen sich durch nichts in
ihrer versöhnlichen Freude stören lassen – klingt da nicht schon Kellers
goldener Humor leise an?

Die ritterliche Lyrik hat in der Schweiz keinen ganz großen Vertreter aufzuweisen. Aber dem Österreicher Walther von der Vogelweide geht doch der Neuenburger Rudolf von Fenis sangesfroh voraus. Und den Epikern Wolfram von Eschenbach und Gottsried von Straßburg folgt das hochachtbare Talent Rudolfs von Ems und der in Basel ansässige, überaus fruchtbare Konrad von Würzburg. Der letztere gehört der Schweiz ähnlich zu wie Erasmus von Kotterdam. Beide haben in der Rheinstadt die dauernde Stätte des Wirkens gefunden. In der Zeit sinkender Kunstblüte aber auch den rüden Bauernverspötter des "Ring", den Wittenweiler, den

Schweizern zuzuzählen, oder gar ihn als den größten Schweizerdichter zu preisen, war nicht unbedingt nötig, denn er hat jenseits der eidgenössischen Grenzpfähle gehaust; aber es kann niemandem verwehrt werden, geslegentlich auch für die eigene Unsterblichkeit zu sorgen.

Das eigenartige Phänomen, bas die Reformation der Literaturgeschichte in der Schweiz einträgt, ift ihre unerhörte Fruchtbarkeit auf bramatischem Gebiete. Quantitativ und qualitativ marschiert sie an der Spiße aller beutschen Landschaften. Die katholischen Orte halten babei mit ihren Baffionsspielen neben den protestantischen gleichen Schritt. Der größte unter den damaligen schweizerischen Dramatikern ist der Berner Niklaus Manuel, in der Bielseitigkeit seiner Begabung eine echte Renaissancenatur. Man hat Mühe, den großen Gifer der damaligen Zeit, die Fragen bes öffentlichen Lebens von der Freilichtbühne des Marktplates herunter zu diskutieren, mit den heutigen Theaterverhältnissen in der Schweiz in Ginflang zu bringen. Nach diesen zu urteilen, wären die Schweizer eher untheatralisch und zungenschwer veranlagt. Man braucht aber bloß an die heutige Dialektbühne zu denken, und an ein Werk wie Jakob Bührers "Bolk ber Hirten", um inne zu werden, wie fich bas Bilb fofort anbert, wenn sie ganz in ihrem Element sind. Im 16. Jahrhundert hatte jede Stadt ihren Dichter, ber ohne viel Umschweife bas alte Fastnachtspiel zum Zeugen feines Gottesglaubens machte. Und bie Burger griffen frohlich banach, um in öffentlichen Aufführungen - bald ernst, bald heiter - zu demonftrieren. Schaffhausen besaß seinen Tobias Stimmer, Burich Ug Edstein und Beinrich Bullinger, Bern feine beiben Manuel, Bater und Sohn. In Basel wirkten gar drei respektable Talente, der Buchdrucker Pamphilus Gengenbach, ber Schulmeifter Johannes Rolrog und ber fpatere Ihmnafialrettor Sixt Birt.

So sind in der Schweiz die öffentlichen Fragen damals durch das uralte Maskenspiel mit Umzug und Streithandlung entschieden worden. Während aber der Geist der Zeit dergestalt mit viel Lärm sich auf offenem Markte austobte und dabei die älteste Literatursorm zu Hilse nahm, ist in einem Winkel des Landes in aller Stille eine ganz neue Form geboren worden, der die Zukunft gehören sollte: das gedruckte Buch. Es hat in Basel alsbald die regste Pflege gefunden. Diese Stadt kann sür sich den Ruhm beanspruchen, damals einer der bedeutendsten Druckorte des Kontinentes gewesen zu sein.

Man versteht, daß die Zeit des emporkommenden Absolutismus dem Gedeihen der schweizerischen Dichtung nicht günstig war. Nun bricht die stillste Zeit ihres Schrifttums an. Dagegen genießt die Eidgenossenschaft im 18. Jahrhundert wieder den Ruhm, in ihren Städten zehnmal mehr Leute von Geschmack und Genie zu besitzen als selbst das große Deutschland, Berlin nicht ausgeschlossen.

Daraus erhellt schon, welch gewaltiger Wandel gegen früher eingetreten war. Früher schufen in der Schweiz einzelne Dichter da und dort.

Auch jest wieder leben in Basel Jselin und Drollinger, in Bern der berühmte Haller; Zürich besitzt seinen Salomon Geßner, seinen Bodmer und Breitinger, seinen Lavater und Pestalozzi. Aber darüber hinaus ist jest so etwas wie eine literarische Atmosphäre entstanden. Es gibt schweizerische Kunstanschauungen, sogar eine schweizerische Kunsttheorie, die weit über die Grenzen des Landes hinaus Geltung erlangt. Die poetische Lust der Schweiz wirkt anziehend. Nacheinander kommen die jungen Genies über den Rhein, um an der Quelle des guten Geschmacks zu schöpfen, Klopstock zuerst, dann Wieland. Der größte unter ihnen Goethe, sindet an den Usern des Zürcher Sees Freundschaft, Freiheit, Erquickung und mansches schöne Lied. Glücklich gesteht er, er sei nun froh, eine zweite Heimat zu wissen, die für ihn immer offen stehe, gehe es ihm, wie es wolle. Er hat nicht nur heiteren, zerstreuenden Verkehr in der Schweiz genossen, sons dern auch tiese Hingebung und Treue, die sich bis in unsere Tage hinunter bewähren sollte.

Wichtiger aber als dieses stille Walten der Liebe waren für den unmittelbaren Fortschritt der damaligen literarischen Entwicklung die theoretischen Kämpse, die zwischen Bodmer und Breitinger einerseits, Gottsched andererseits ausgesochten wurden. Man hat den Gegensatz der Zürcher und Leipziger Astethik, der sich in heftigen Fehden erging, früher auf die Neisgung der deutschen Poesie zuerst zum französischen, dann zum englischen Kunstgeiste zurücksühren wollen. Heute wissen wir, daß die Parteinahme für die englische Dichtung, die sich damals von der Schweiz aus über ganz Deutschland ausdreitete, einer zunehmenden Spmpathie für freiere bürgerliche Anschauungen und der Ablehnung verknöcherter, absolutistischer Denkweisen gleichkam. Indessen war die Produktivität der Schweiz an hervorragenden Köpsen damals so groß, daß sie auch im Auslande überall ihre Sendlinge hatte. Wie Rousseau in Paris, wirkte Haller in Hannover. Der Winterthurer Sulzer fand in Berlin eine zweite Heimat und dauernde Stätte angesehener Wirksamkeit.

Es scheint manchmal, als ob die schweizerische Muse im 18. Jahrhunbert eine recht gute Amme gewesen, jederzeit bereit, fremder Leute Kinder
bei sich aufzunehmen und sorglich zu nähren und zu pflegen. Im 19. Jahrhundert steht sie selbst bräutlich geschmückt da. Jett ist die hohe Zeit
schweizerischer Kunst und Kulturblüte. Nicht nur Dichter stehen auf, in
benen sich der Geist der demokratischen Zeit rein verkörpert, auch Maler
zeigen sich, die jenen an repräsentativer Größe nicht nachstehen. Und um
den Segen voll zu machen, wächst kurz vor dem Weltkriege ein Musiker
heran, der als Schöpser von Liedern und Opern den höchsten Kang erreicht.

Wie das 16. ist das 19. Jahrhundert eine Zeit tiefgreisendster politischer Umwälzungen gewesen. In harten Stürmen wird der alte Staatenbund zum schweizerischen Bundesstaat umgeformt. Dem politisch-wirtschaftlichen Gestaltungstrieb geht aber ein ebenso leidenschaftlicher künstlerischer nebensher. Dem Wohlstand, der sich im neuen Staatswesen ausbreitet, entwachsen

Dichter, Maler und Musiker. Noch nie hat die Schweiz eine so große Schaar bedeutender Talente gesehen. Noch nie waren ihre schöpferischen Kräfte so vielseitig und zugleich von höchstem Kange. Der erste Dichter, bessen Werk der Weltliteratur angehört, ist der Berner Gotthels. Er besginnt noch vor den politischen Umwälzungen zu schreiben und bleibt von den großen Zeitereignissen beinahe unberührt. Seine Welt ist eine ewige. Er ist der Homer der Berner Bauernsame. Sie erscheint in seinen Erzählungen, wie sie seit undenklichen Zeiten in den sonnigen, breiten Bergtälern der Boralpen den Boden bebaut. Dem wandelbaren Zeitgeiste stellte er den unwandelbaren Bernergeist gegenüber. Mit erzieherischer Absicht schrieb der Pfarrer von Lüpelslüh und in erster Linie für seine ländlichen Pfarretinder. Um seinen Lesern verständlich zu sein, bediente er sich einer urtümlichen Sprache. Seine frühen Schriften sind noch tendenziös, die reiferen aber erheben sich zu großen Musterbildern bäuerlichen Lebens und Wirtens.

Reller, der sich an Gotthelf zum großen Epiker heranschulte, hat den politischen Umschwung der 40er Jahre als leidenschaftlicher Mitkämpfer erlebt. Er hat große Dinge werden sehen. Aber er weiß auch um ihre Menschlichkeiten. Daher sein vergolbender humor. Er beruht darauf, daß er bas Leben aus nächster Nähe und sub specie aeterni erschaut hat. Er kennt es als Interessenkampf und als geschichtliche Bewegung. So sieht Reller die vaterländischen Berhältnisse mit vergrößernden Augen. Indem er sie betrachtet, verklären sich ihm die Dinge. Das Leben der Menschen weiß er beherrscht von den treibenden Zeitideen. Seine Erfahrungen als Politiker haben ihn optimistisch gestimmt. Rie hat er den Glauben an den Sieg des Guten verloren. Er meint, ber Ginfat des Mannes für die Entwicklung des angestammten Volkstums sei wertvoll genug, alle seine Kräfte anzuspannen. Als Freund des Fortschritts begrüßt er die Bildungsbestrebungen der Frau. Als Mensch und als Dichter hat er sein Augenmerk auf die feste Form der Dinge gerichtet. Seine abgebrochene Malerlaufbahn wie das Studium der älteren Dichter haben ihn gelehrt, daß es nur darauf antomme, fich und seinem Werke die klare bleibende Gestalt zu geben.

Für Meher wiederum ist Keller das wichtigste Element der Bildung gewesen. Er steht schon nicht mehr im rauschenden Fluß der Dinge. Kuhiegere Verhältnisse umgeben ihn. Aber rings um sein Vaterland wird zu seiner Zeit Weltgeschichte gemacht. So ist die große Historie zwar seinem unmittelbaren Anblick entzogen, aber dennoch für ihn ein Schauspiel, das Geist und Gemüt wie nichts anderes sesselt. Hinzu kommt der Anteil des väterlichen Blutes. So wird Meher zum historischen Dichter großen Stils. Der schöpferische Genius auf verantwortungsvollem Posten, der Kampf weltgeschichtlicher Mächte, der Geist der Zeitalter und die eigenartige Färsbung der menschlichen Seele unter ihrem Einflusse: das sind die Gegensstände, die ihn vor allem interessieren. Als größte dichterische Leistung gelingt ihm die Schöpfung eines neuen schweizerischen Freiheitsliedes.

Neben den Tell stellt er seinen Jürg Jenatsch, neben den Helden der mutigen Tat den Diplomaten, der die Weltmächte überlistet. Weher ist schon ausgesprochener Kulturpoet. Die ungehemmte Kraft fasziniert ihn. Er hat einen Blick für die Problematik verseinerter Seelen. Sprache und Form sind bei ihm von vollendeter Schönheit.

Diesen Klassikern der schweizerischen Dichtung folgt endlich in Spiteteler ein romantischer Gestalter philosophischer Weltanschauung nach. Er hat im "Olympischen Frühling" griechischen Mythus aus modernem Lebensglauben erneuert und dabei ein feierliches Bekenntnis zum Heroismus abgelegt. Nietzsche verwandt ist er unzeitgemäß durch die Form des gereimten Epos, die er für sein Hauptwerk wählt. Dennoch hat er sich die Liebe seines Volkes errungen durch sein freies Wort im Weltkriege.

Allein der großen Zeit der schweizerischen Meister der Dichtkunst sehlte auch ihr Eckermann nicht. Adolf Fren, ein Altersgenosse Spittelers, begleitete das Lebenswerk der beiden älteren Dichter mit biographischen Kommentaren, die deren Menschliches mit liebevoller Treue sesthalten. Er hat auch selbst gedichtet. Es gibt schöne Dialektlieder und trefsliche Festspiele von ihm. Seine biographischen Bücher über den Tiermaler Koller und Arnold Böcklin ergänzen seine Bemühungen, als Augenzeuge einer künsterischen Blütezeit zu wirken. Er ist der Basari unserer jüngsten Kenaissance, allen Großen nahe und mit ihren Eigenheiten und Menschlichkeiten vertraut.

Die Schweiz besaß aber bamals nicht nur die namhaftesten Dichter ber Zeit, auch Maler von weitreichender Bedeutung sind ihr erstanden. In Böcklin verkörpert sich die Sinnenfreude des wirklichkeitsfrohen Sahrhunderts. Seine leuchtende Palette bedeutet den Gipfelpunkt der Rückfehr zur Farbe, die sich seit der Romantik angebahnt hatte. Hodlers Runft führt ihrerseits zu einer bas Innere offenbarenden, tief im Gemut bewegten Ausdruckstunft hinüber. So ftehen beide Maler als große Repräsentanten ausgesprochener Zeittendenzen ba. Der klassische Stil von Böcklins Bilbern liegt für jeben Betrachter am Tage. Hoblers Innerlichkeit knüpft an Dürer und Holbein an. Da aber von den beiden führenden Schweizerdichtern Meyer das Formgefühl der Renaissance in sich trug, während Keller eine ausgesprochen deutsche Künftlernatur war, wiederholt sich in der Dichtkunft wie der Malerei dieser größten Epoche schweizerischer Kunstblüte die Mischung germanischer und romanischer Ginfluffe. Sie halten fich die Baage und verbinden sich zu einer neuen, die nationale Eigenart bestimmenden Einheit.

Keine Frage, die kleine Schweiz hat von der Begründung ihres neuen Staatswesens bis zum Weltkriege eine solche Zahl erstrangiger Dichter und Künstler hervorgebracht, daß diese Zeit in ihrer schöpferischen Produktivität auch das 18. Jahrhundert noch in Schatten stellt. Nun hat man diese Epoche des schweizerischen Geisteslebens die Zeit des Materialismus gescholten. Weder der erzieherische Gedanke des "Grünen Heinrich" noch

der Reichtum ausgestreuter Phantasie in den "Leuten von Seldwhla" hat davon abgehalten, weder der Triumph geistreicher Philosophie in den "Sieben Legenden" noch das vaterländische Hochgesühl im "Jürg Jenatsch", weder das historische Ahnungsvermögen das "Heiligen" noch die extramundane Idealität des "Olympischen Frühlings", nicht der glüschende Farbenrausch der "Gesilde der Seligen" und des "Spiels der Wellen" und nicht der seelische Tiefgang der "Eurythmie" oder der "Heiligen Stunde". Man muß danach annehmen, daß in der Schweiz das Zeitzalter des Materialismus immer noch andauert, da es offenbar weniger Geist erfordert, eine solche Etikettierung zu erfinden als alle die herrlichen Werke, für die sie passen soll, und außerdem den Staat zu schaffen, der alle diese Kostbarkeiten des Daseins erst ermöglichte.

Wie hätte es anders sein sollen, als daß die Generation, die diese großen Leistungen bei ihrem Auftreten vorsand, in ihrer Bewegung etwas gehemmt wurde? Ein so starkes inneres Erleben, wie es hier ausgesprochen war, eine so vollendete Form, wie sie hier geschaffen worden, war schwer wieder zu erreichen. Das tiesempfundene Schicksal, das Jakob Schaffener zu Teil wurde, der eigenwillige Lebensdrang, der Paul Ilg beseelte, haben da besreiend gewirkt. Entscheidenden Bandel aber brachten erst die ungeheuren Umwälzungen, welche die Welt seitdem heimsuchten. Der Weltstrieg hat die Dichter der Schweiz innerlich reicher, teils weltweit offen, teils sich zu tieser Besensschau neigend, gestimmt. Wir haben Poeten der unerschrockensten Selbstbegegnung erlebt und solche, die erst durch die persönliche Anschauung vieler Erdteile Beruhigung und den Ausgleich der Kräfte fanden. Der hervorragenoste unter den letztern ist wohl Felix Moeschslin. Unter den erstern soll der Name Konrad Bänningers unvergessen seine.

heute nun find die jungften schweizerischen Dichter babei, aus einer gang veränderten Zeitlage heraus den guten Ramen der schweizerischen Dichtkunft aufs neue zu erharten. Den religiösen Stimmen ber Zeit lauscht der originelle Geist Albert Steffens. Das soldatische Erlebnis wurde für den Erben alter städtischer Rultur, Robert Faesi, entscheidend. In den Bahnen geiftreicher Geschichtsauslegung bewegt sich das Gestalten Emanuel Stidelbergers. Es wäre vergeblich, auch nur die hauptfächlichsten Namen alle nennen zu wollen. Eines aber ist bemerkenswert. Wie zur Zeit der deutschen Romantik, so reihen sich jest in der Epoche der schweizerischen Nachklaffik eine ganze Anzahl hochbegabter Frauen der Schar der Dichter ein. Da ist die mütterlich-weise Lisa Wenger, die noch im Alter durch ihre Frische überrascht. Die allem Menschlichen offene, verstehende Maria Waser haben wir unlängst verloren. Efther Obermatt ziert die Rultur ber Sprache und Form. Cécile Lauber und Dora Hanhart kennzeichnet der prickelnde Stil, die Modernität der Probleme. Doch zu den ernsten Meistern beiderlei Geschlechts gesellen sich endlich die humoristen, die mit satirischen Bliplichtern die Rehrseite der Dinge, die Auswüchse fröhlichen Seldwylertums beleuchten und belachen. Jakob Bührer und Dominik Müller führen ben Bug der lustigen Pritschmeister ausgelassen, mutig und ihrer Sendung bewußt an.

Aus unscheinbaren Anfängen hat sich der stolze Baum schweizerischer Dichtung zu reicher Blüte entfaltet. Jederzeit hat die schweizerische Literatur dem Ruf der Zeit gehorcht, aber sie ist dennoch selbständig geblieben. Sie hat gelernt, aber nur um ihre Eigenart noch kräftiger zur Geltung zu bringen. Möge sie noch manche kostbare Blüte hervorbringen! Möge ihr noch mancher gute Jahrgang gedeihen!

Politische Kundschau

Schweizerische Umschau.

fünfzig Jahre "Gute Schriften". / Schulpolitische Gedanken aus der Landesausstellung. / Der Sall Bernoulli.

Schon früh in meiner Jugend bin ich den Heften des "Bereins für Bersbreitung guter Schrifen" begegnet. Ich hatte einen älteren Freund, der sich beinahe allwöchentlich um wenig Geld eine solche Schrift — bald war es ein Roman, bald eine schlichte Erzählung oder eine Lebensbeschreibung — erstand, um beschaulich mit ihr den Sonntag zu verbringen. Nun ist jener Freund schon lange dahingegangen, aber noch immer erinnert mich eine Beige "Guter Schriften", die er mir hinterließ, an seine Lesertreue.

In ben fünfzig Jahren seit 1889, ba bie "Guten Schriften" aufkamen, mag es Tausende und Abertausende von Leuten jeden Alters gegeben haben, bie sich wie mein Freund regelmäßig in die dargebotenen reichen Schäte vertieften. "Mehr als zwanzig Millionen Sefte und Seftlein", fagt uns der Jubilaumsbericht, "find in die Sande von alten und jungen Schweizern aller Bolksichien gelangt", und wir ftimmen ihm bei, wenn er mit den Borten fortfährt, fie hatten "ficherlich mannigfaltigen Segen geftiftet". Die "Guten Schriften" sind fürwahr ein Großwerk schweizerischer Bildungsarbeit. Wer die Zahlen unseres Schrifttums zu lefen versteht, weiß, was es bebeutet, daß der Bafler Berein gleich zu Anfang zweimal je 40 000 Gotthelfhefte ichlankweg absehen konnte, baß ber sonst schon gewiß in ungezählten Auflagen verbreitete "Wilhelm Tell" es von 1891 bis heute auf 320 000 Exemplare brachte, und daß fogar ber Erziehungsroman "Lienhard und Gertrud" von Pestalozzi 40 000 Abnehmer fand. Die Darbietungen bes Bereins haben aber bieses Bertrauen bes Schweizervolkes auch vollends verdient. Im Rampfe gegen bas Unwesen der aus bem Auslande einbringenden billigen Schundliteratur, welcher ber reguläre Berlags- und Buchhandel mit seinen hohen Ansprüchen entweder nicht beikommen konnte oder wollte, machten es fich die Gründer zur Begleitung, "bei ber Auswahl ber Schriften ben einheimischen Erzählern einen gewissen Borzug einzuräumen". "Darstellungen ichweizerischen Lebens, von unseren besten Dichtern gestaltet, benen also ber Erdgeruch der Beimat anhaftete, sollten vorherrschend sein und dem Gesamtwerk ber Buten Schriften' bas ichweizerische Geprage geben". Dag biesem Grundsabe getreulich nachgelebt murbe, erhellt aus der weiteren Feststellung, daß drei Fünftel ber berücksichtigten 300 Autoren der Schweiz angehören. Schon lange bevor ber Ausbrud unter uns auftauchte, machte fich also ber "Berein für Gute Schriften" um bie geiftige Lanbesverteibigung verbient. Er verstand es, trop